

Hamburger Echo

Preis 10 A

Hamburg-Altonaer Volksblatt

Gegründet 1875

Nummer 89

Dienstag, 30. März 1926

52. Jahrgang

Hamburg und Harburg.

Neue Wege zur Lösung der Groß-Hamburg-Frage?

Wir haben in Hamburg eine bürgerliche Vertrauenskommission für die Groß-Hamburg-Frage. Man weiß nicht, was sie treibt. Jedenfalls hat sie seit Jahr und Tag nichts mehr von sich hören lassen. Sie ist, wenn wir nicht irren, im Sommer vorigen Jahres zum letzten Male etwas oberflächlich vom Stand der Verhandlungen, die angeblich immer noch zwischen der preussischen und der hamburgischen Staatsregierung schweben, unterrichtet worden. Des weiteren existiert aber auch noch eine „Arbeitsgemeinschaft Groß-Hamburg“, die gleichfalls wie das Weichen im Verborgenen blüht und nur dann und wann ein schüchternes Lebenszeichen gibt. Von ihr ging vor einigen Wochen die Mitteilung aus, daß auf Grund eines Gutachtens der Herren Dr. Drews und Graf Noeborn der Entwurf eines Staatsvertrages zwischen Hamburg und Preußen ausgearbeitet und den beiden Länderregierungen zugestellt worden sei.

Zugleich mit dieser Verlautbarung wurde in allen Zeitungen des groß-hamburgischen Wirtschaftsgebietes der Wunsch laut, nun diese Dinge nicht länger in der Dunkelheit der Geheimdiplomatie zurückzuführen, sondern sie durch Veröffentlichung des Vertragsentwurfs ins Licht der öffentlichen Kritik zu stellen. Dem Wunsch ist bis heute keine Erfüllung geworden. Der Hamburger Senat fällt sich nach wie vor in Schmeißen, der preussische Ministerpräsident, der neulich im Landtag die Groß-Hamburg-Frage berührte, tut desgleichen. Wir würden also den Inhalt des Staatsvertrages auch heute noch als ein streng geheimes Geheimnis betrachten müssen, wenn nicht ein Mann den Schleier wenigstens etwas gelüftet hätte. Dieser Mann ist Oberbürgermeister Dr. Dübelt in Harburg, der bei der Haushaltsberatungen vor den städtischen Kollegien am Freitag eine vielbeachtete Rede gehalten hat, in der er sich rückhaltlos gegen die von Dr. Drews und Graf Noeborn vorgeschlagene Lösung der Groß-Hamburg-Frage ausspricht.

Dabei erfährt denn auch die Öffentlichkeit zum ersten Male, was in dem Gutachten der beiden Sachverständigen und in dem von ihnen bearbeiteten Vertragsentwurf das Hauptstück bildet, nämlich die Abtretung Wilhelmsburgs mit allen benachbarten Eilbänken, also Rattweg, Hobe Schür, Preussisch-Finkenwärder und Altonaer Aland an Hamburg im Austausch gegen Moorburg und Uebernahme großer finanzieller Gegenleistungen durch Hamburg.

Oberbürgermeister Dr. Dübelt hat sich sehr entschieden gegen diesen Plan ausgesprochen und für den Fall seiner Verwirklichung angekündigt, daß dann auch Harburg seine Abtretung an Hamburg fordern würde. Denn, so fuhr er weiter in seiner Rede fort:

„Wir haben keine Lust, ähnlich wie Wilhelmsburg, zu einem wirtschaftlich ohnmächtigen Fabrikarbeiterort von Hamburg herunterzinken. Preußen muß als Staat sich darüber klar sein, ob es einen Hafen an der Elbe halten will oder nicht, der in seinem eigenartig wirtschaftlichen Charakter durchaus keine Konkurrenz für Hamburg zu bedeuten braucht und trotzdem ein wichtiges Glied im Gesamtbild der deutschen Volkswirtschaft darstellt. Sämtliche Preußen dies für notwendig und zweckmäßig, dann muß es aber auch alles unterlassen, was seiner Ansicht widerspricht. Halbeheiten wären hier überaus verwerflich. Abgesehen davon, würde eine Gebietsabtretung in dem erwähnten Rahmen das Interaktionsproblem keineswegs lösen. Die Siedlungs- und Verkehrsfrage, wie die Frage der Grundflächen und ihre systematische Unterhaltung im Gesamtwirtschaftsgebiet der unteren Elbe sind weiterhin ungeklärt. Alles, was hier in der Zukunft und spätere Generationen würden unsere Kräfte nicht verkraften.“

Die Darlegungen Dr. Dübelt's decken sich zum großen Teile mit der Stellungnahme, die wir im Hamburger Echo wiederholt zu den hier in Rede stehenden Fragen eingenommen haben. Vornehmlich vom Standpunkt der Arbeiterschaft aus ist jeder Lösungsvorschlag zu verwerfen, der nicht von vornherein eine klare Verantwortung der Frage bringt: Wo sollen die in Hamburg Hafengebiet beschäftigten Arbeiterinnen künftig wohnen? Daß Wilhelmsburg und die umliegenden Eilbänke kein ideales Wohngebiet darstellen, ist

bekannt. Abgesehen davon muß gerade dieses Gebiet in einem weitestgehend angelegten Plan vornehmlich der künftigen Hafenerweiterung und industriellen Anlagen vorbehalten bleiben. Da der Stadtkern Hamburgs immer mehr sich zur reinen Geschäftsstadt (City) entwickelt, bleibt als Siedlungsgebiet für Arbeiterwohnungen in größerem Ausmaß und idealster Beschaffenheit nur die bergige und bewaldete Umgebung Harburgs übrig. Sie kann durch Schnellbahnen in bequemer Verbindung mit den Hauptarbeitsstätten des Hamburger Hafens gebracht und zu einer wirklich harmonischen Abrundung des Wirtschaftsgebietes Groß-Hamburg ausgebaut werden. Aus diesem Grunde war Harburg mit seiner Umgebung ja bereits in den ersten Groß-Hamburg-Plan einbezogen. Es waren damals allerdings nicht nur die preussische Zentralgewalt und die Provinz Hannover, sondern maßgebliche Kreise in Harburg selbst, die sich einer solchen Einbeziehung entgegenstimmten. Insofern bedeutet die jetzige Rede des Harburger Oberbürgermeisters eine grundsätzliche Aenderung des früheren Standpunktes der Harburger Stadtverwaltung.

Aber auch Dr. Dübelt spricht sich ja nicht unbedingt für die Abtretung Harburgs an Hamburg aus, sondern nur für den Fall, daß Wilhelmsburg dem hamburgischen Staatsgebiet einverleibt wird. Praktische Wirkung der Dübelt'schen Rede dürfte also sein, daß die Widerstände Preußens gegen Gebietsabtretungen an Hamburg überhaupt eine neue Stärkung erhalten und der Lösungsversuch Dr. Drews-Noeborn abermals ins Wasser fällt. Dann bliebe nur noch der Weg gegenseitiger Vereinbarungen ohne jede Gebietsveränderung, oder besser gesagt: unter Nichtbeachtung der veralteten, von der wirtschaftlichen Entwicklung längst überholten Staatsgrenzen. Bei solchen Vereinbarungen brauchte nicht eine neue Grenzlinie zwischen Wilhelmsburg und Harburg die wirtschaftlich und bevölkerungspolitisch genau so unsumme wäre wie die jetzige Landesgrenze gezogen werden. Harburg könnte mit Hamburg und den anderen preussischen Groß-Hamburg-Gemeinden zu einem Städtebund zusammenzutreten. Ob das möglich sein wird, ob dazu in absehbarer Zeit die nötigen Vorbereitungsarbeiten getan werden können, das läßt sich erst überschauen, wenn das ganze Problem in seiner vollen Breite aufgerollt und in seinem Mittelpunkt, in Hamburg, zur öffentlichen Diskussion gestellt wird. Wir fordern diese öffentliche Diskussion heute mehr als je, weil von ferneren Geheimverhandlungen oder halben Informationen nichts Seheilsches zu erwarten ist. Jeder Aufschwung der Wirtschaft, des Handels und der Schifffahrt, der nach so langandauernder Depression doch einmal wieder kommen muß, wird die Not vergrößern, unter der jetzt alle Teile unseres Wirtschaftsgebietes leiden. Harburg wird auch um deswillen sein gewichtiges Wort in die Waagschale werfen müssen, weil aus seinem Staatsbüdel die Stimmen fließen sollen, auf die unsere preussischen Nachbargemeinden mit einer gewissen Berechtigung warten, wenn sie die Lasten für das künftige Wachstum des deutschen Welthafens an der Elbe mit übernehmen sollen. Denn selbstverständlich muß für die soziale Belastung, die den Arbeiterwohngegenden erwächst, ein angemessener Ersatz geleistet werden.

Frage sich nur, wie weit hier die Leistungsfähigkeit des Hamburger Staates geht, in dessen Verhältnisse und Kontoren heute schon rund 30.000 Personen aus Altona mehr beschäftigt sind, als umgekehrt in Hamburg; mindestens die gleiche Zahl kommt nach aus Wandsbek, Schiffsbek, Wilhelmsburg und dazu. Denkt man sich dazu noch den künftigen Bau einer Arbeiterwohnstadt auf Harburger Gelände, so läßt sich er messen, daß hieraus Ansprüche entstehen könnten, deren Erfüllung Hamburg beim besten Willen nicht ohne weiteres zu sagen kann. Das ganze Problem wächst sich eben immer mehr zu einem überkommunalen aus, das mit irgendwelchen Eingemeindungsfragen an andere Stellen nicht zu vergleichen ist. Die Komplikationen, die jetzt aus der Stellungnahme Harburgs entstehen können, beweisen das aufs deutlichste. Sie werden unter Umständen doch auch das Reich noch nötigen, sich in irgendeiner Form der hier auf dem Spiele stehenden Interessen unserer gesamtdeutschen Volkswirtschaft anzunehmen.



S.aa. f. r. r. ar Heinrich Schulz

fehlt am 1. April in sein Amt als Delegierter für Kunstpflege, Schule und Volksbildung im Reichsministerium des Innern zurück, aus dem er seinen Abschied nahm, als dort der deutschnationale Minister Schiele regierte. Heinrich Schulz war früher Volksschullehrer in Bremen, später Redakteur an unserer Parteipresse und parlamentarischer Vertreter sozialistischer Schul- und Kulturpolitik.

Liebnecht-Gedenken.

Am Grabe des einflussreichen Führers legten am Montag früh der Parteivorstand der Sozialdemokratie und die Redaktion des Vorwärts in einer stillen Feier Kränze nieder. Die Wüste am Grabmal war schon frühzeitig von Arbeitern mit beschworenen Kränzen von Schneeglöckchen, Tulpen und Veilchen geschmückt. Dazwischen waren Tulpenkelche die dankbare Verehrung der Arbeiter aufgestellt. Der Friedrichsfelder Friedhof befindet sich in einer typischen Arbeitergegend und birgt viel Gräber mit leuchtenden Namen aus der Arbeiterbewegung. So ruhen neben Liebnecht Hugo Haase, Janusz Karc, Luise Fieb und Legien und weiter entfernt auch sein Sohn Karl Liebnecht und andere Revolutionäre.

Den Parteivorstand betreten die Genossen Gröppien und Stelling. Die Schiefe des Kranzes trug die Widmung: „Dem Soldaten der Revolution“, Adolf Braun, der unter Wilhelm Liebnecht Medaillieur am Vorkamp war, legte einen Kranz nieder mit der Aufschrift: „Dem Führer und Lehrer“. Die roten Schleißen und roten Tulpen der Kranze leuchteten weithin in der Frühlingssonne als ein Zeichen der Dankbarkeit und des Gelübdes zur Treue für den unbegreiflichen Führer.

Besprechung Zehrenbachs.

Der verstorbenen Zentrumsführer wurde am Montag in Freiburg i. B. überdacht; die Stadt hatte die Ausrichtung der Feier auf ihre Kosten übernommen. Alle kirchlichen und staatlichen Gebäude hatten auf halbhoher Geläute. Der Reichsminister und Minister des Reiches und Baden, auch Vertreter der Fraktionen beteiligten sich. Die kirchliche Feier leitete Erzbischof Dr. Frick, der das Leben des Verstorbenen in seiner Verehrung nach der religiösen und der politischen Seite hin beleuchtete. Als Vertreter der Reichsregierung sprach Reichsminister Dr. Luther, nach ihm der badische Staatspräsident Traut und der Präsident des badischen Landtages Dr. Baumgartner. Für den Reichstag bedachte dessen Präsident Löbe in formvollendeter Rede der Verdienste des Verstorbenen um Volk und Vaterland. Der Oberbürgermeister Dr. Bender von Freiburg staltete dem Ehrenbürger den Dank der Stadt Freiburg ab. Für den Bundesvorstand des Reichsbanners legte Dr. Wirth einen Kranz mit schwarz-rot-goldenen Schleifen nieder. Das Reichsbanner Freiburg hatte in entsprechender Stärke beim Einlaufen des Weimarer Sonderzuges Spalier gebildet und auch an der Beerdigung teilgenommen. Von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion sah man unter anderem Hermann Müller, Breitheid, Dittmann, Schöpflin, Meier-Freiburg. Während der Feier in der Kapelle sang der Männergesangsverein Freiburg, dessen Ehrenpräsident der Verstorbenen seit langen Jahren war, den Vardandor.

Severing, Professor Kolbe hat die Wüste des preussischen Innenministeriums modelliert; sie wurde in Bronze ausgeführt und am Montag, als dem sechsten Jahrestage der Ministerkrisis Severings, Severing als Ausdruck der Verehrung von der Landtagsfraktion überreicht.

Der vereitelte Friede.

Lamas Anlage gegen Michaelis.

In den beiden letzten Kriegsjahren kannten die Leute von der „Vaterlandspartei“ keine bringendere Aufgabe, als die Verhinderung eines vorgezogenen Friedens, der Deutschland um die Früchte des Sieges bringe. Für sie war verdrängend und abschreckend, daß der Papst so etwas wie eine Vermittlung zwischen den Ententemächten und Deutschland in die Hand genommen hatte. Denn war nicht sicher, daß der päpstliche Stuhl gegen Deutschlands Interesse arbeite? Den Glanz des evangelischen Kaiserthrons zu verdunkeln, dem Einfluß Roms eine neue Bahn zu brechen: das war nach der Meinung des Evangelischen Bundes die Absicht des Papstes. Wer die Evangelien-Bücher durften ihrem Michaelis vertrauen, der als Reichstagsler schon wachen würde, daß nicht römische Lüge aus Ziel gelange.

Wie sträflich Michaelis die päpstlichen Friedensbemühungen sabotiert hat, das ist inzwischen auf mannigfache Weise kund geworden; Ritter von Lama stellt neuerdings in einem im Haag und Grauberg-Verlag, Augsburg, erschienenen Buch: „Der vereitelte Friede“ das Beweismaterial zusammen. Daraus ergibt sich: Am 21. August 1917 hatte der britische Gesandte beim päpstlichen Stuhl eine schriftliche Mitteilung seiner Regierung überreicht, die den Wunsch ausdrückte, der Heilige Vater möge die Mittelmächte benachlässigen, daß sie als Vorbedingung für die Aufnahme von Friedensverhandlungen sagen, zu welchen Bedingungen und Entschädigungen sie bereit seien; ferner, welche Mittel die Mittelmächte zur Wahrung der Welt vor künftigen Kriegsgewalt vorschlagen wollen und wie sie sich zur Wiederherstellung der völligen Unabhängigkeit Belgiens stellen. Der Staatssekretär des Papstes gab die Abschrift der Originaldepesche der englischen Regierung an den Nuntius Vacelli in München weiter, der die Abschrift dem Reichsfinanzler Michaelis übermittelte. Lama gibt den Wortlaut des amtlichen britischen Dokuments und der Begleitbriefe wieder. Nuntius und Staatssekretär des Papstes warteten jedoch vergeblich auf die von der englischen Regierung im Einvernehmen mit der französischen Regierung verlangte amtliche Erklärung Deutschlands. In einer vom 24. September 1917 datierten Note an den Nuntius lehnt Michaelis schließlich die verlangte Erklärung ab. Er hatte inzwischen seinerseits den Versuch gemacht, den spanischen Gesandten in London für eine Friedensvermittlung einzuspannen, der jedoch hatte die Vermittlung abgelehnt und sich mit der Mitteilung an die englische Regierung begnügt, daß Deutschland eine Friedensabmachung wünsche. Rom wurde, so meint Lama, von Michaelis ausgeschaltet und der Weg über Madrid gewählt, weil der Evangelienbündler Michaelis das Kapitulum hegte. Wir erklären es uns anders; wohl hatte Michaelis Abneigung gegen Rom, aber er war überhaupt nicht gewillt, sich auf die völlige Unabhängigkeit Belgiens zu verpflichten und er entsprach damit den Wünschen der hohen Militärs! Allerdings besichtigte Lama den Michaelis weiter, er habe das Eingangsdatum jener Depesche des Nuntius mit der Anfrage Englands nach Deutschlands Kriegszielen gefälscht, und zwar zu dem Zweck, es so darzustellen zu können, als habe er schon vor Eingang der Nuntiusdepesche die spanische Diplomatie um Vermittlung ersucht gehabt. Unangenehm, die Fälschung sei berichtigt, so beweist sie jedoch noch nicht, daß Michaelis aus Haß gegen Rom gehandelt habe. Wir nehmen an, Michaelis habe sich um handeln und die Entente auf bestimmte Kriegsziele festlegen, seine eigenen Kriegsziele aber bis zuletzt verschweigen wollen; diesem Zweck sollte die Mission des spanischen Diplomaten dienen (der allerdings Unrat witterte und sich nicht mitreden ließ), und ihm diente die schließliche Ablehnung, die Michaelis nach Rom gelangen ließ.

Das Hauptstück der Beweisführung Lamas haben wir jedoch noch nicht berührt. Er erhebt nämlich gegen Michaelis nicht nur die Besichtigung der Datumsfälschung, sondern auch der Inhaltsfälschung. Nämlich Michaelis habe dem Kaiser und dem am 11. September 1917 aufgenommenen Kronrat eine falsche Darstellung des Friedensschrittes Englands beim Papst gegeben, er habe verschwiegen, daß ein (mit Zustimmung Frankreichs unternommener) amtlicher Schritt Englands vorliege und habe von einem Schritt „von neutraler Seite“ gesprochen; und auch den Inhalt der Note habe Michaelis Kaiser und Kronrat falsch vorgetragen, insbesondere habe er die präzisere Frage wegen Belgien verschwiegen. Alle Teilnehmer am Kronrat habe Michaelis „wissentlich falsch unterrichtet, also belogen“. Lama versucht weiter den Beweis, daß der Kaiser und die Heerführer für die Fälschung auf die völlige Wiederherstellung der belgischen Unabhängigkeit zu haben gemessen wären, was in jenem Zeitpunkt bestimmt nicht zutrifft. Oben das wußte Michaelis, er konnte getroffen die innere Zustimmung

Der Schuß auf den Teufel.

Eine Geschichte aus dem Frankenwald von Gustav Schröder

7.
Sonnenschein und graue Tage, der grauen Tage waren mehr; mondhele Nächte und Finsternis, die Finsternis überzog; Heiterkeit, Mut, Glaube und Not, die Not löschte das Licht aus.
Fidus Anger war zwar wieder bei Linda gewesen, aber es stand eine Mauer zwischen ihnen. Diesseits und jenseits der Mauer standen Menschen, die in heißer Liebe zueinander wollten. Hundertmal hob Fidus in Gedanken die Faust, die Mauer zu zertrümmern, und ließ sie sinken.
Er fragte Linda: „Sagst Du mich denn noch gern?“
„Ach, Fidus! Ich habe Dich lieber wie mein Leben.“
„Dann — geh aus dem Hause. Geh in die Stadt und nacher heiraten wir.“
„Ich lasse die alten Leute nicht allein.“
„Wenn wir heiraten, dann find sie doch auch allein.“
„Fidus, wann wird das sein?“
„Wilst Du nicht?“
„Tu mir doch nicht so weh, Fidus. Aber — Du glaubst ja nicht an mich.“
„An Dich nicht? Mädel, an Dich glaube ich wie an mich selber.“
„Dann glaube auch, was ich glaube, daß die Großmutter so lieb und so gut ist wie kaum ein Mensch sonst.“
Fidus schwieg.
„Ich bin mit dem Großvater bei dem Pastor gewesen. Extra sind wir hin gegangen. Ich will Dir erzählen, was er gesagt hat.“
Linda erzählte von Menschen, die die andern an ihrem Willen überlegen und sie sich untertänig machen könnten. Das aber habe weder etwas mit dem Herrgott noch mit dem Teufel

zu tun. Es sei natürlich, wenn auch noch nicht erklärt. Fidus schwante, und — blieb halb. Es war ihm wie ein „arvoiert“, aber, obwohl es ihm auf der Zunge lag, er schwieg, um Linda nicht weh zu tun.
Dermore war es Vollmond geworden. Rosalie Rotermann begegnete Fidus auf der Straße und sah ihn fragend an.
Der blieb in einem raschen, wilden Entschluß stehen. „Rosalie, heute abend komm ich. So um neun herum.“
„Gut, Fidus, ich bin daheim.“
Albin Rotermann aber hatte seine Frau mit Fidus sprechen sehen und wartete in dumpfer Ahnung darauf, daß nun irgend etwas käme.
Und es kam. Gegen vier sagte Rosalie kurz: „Ich hab das ganz vergessen. Du sollst ja bei die Lindemanns nach Grochwitz kommen. Es ist was mit dem Pferde.“
Albin schwieg, aber es kroch ihm eisalt zum Herzen. Das Schiffelein flog klitsch, klatsch.
Eine Weile wartete Rosalie. Dann sagte sie wild: „Gast Du mich verstanden? Soll ich Dir Beine machen?“
Albin lächelte, kroch langsam aus dem Weibhuhl, zog die Joppe an, schlang einen Schal um den Hals, hand reisefertig vor Rosalie, sah ihr mit verhangenem Blick in die Augen: „Bei die Lindemanns?“
„Ja.“
Es dunkelte, da machte sich Albin Rotermann auf den Weg. Langsam, mühselig durch den Schnee stapfend, schritt er auf Grochwitz zu und kam in den Wald. Da war es bereits so finster, daß er die Stämme nicht mehr unterscheiden konnte. Bis hierher ging er. Weiter ging er nicht und wollte er nicht. Es war kalt, bitter kalt, der Schnee knirschte, die Ränze schrien, und des Lebens ganzer Jammer schüttelte den Mann. Fidus Anger! Und den hat Linda lieb! Ach, Du lieber Heiland!
Albin lehnte an einem Baume, und die Füße starben ihm ab vor Kälte. Er spürte es nicht. Es tropfte heiß aus seinen Augen, und die Tränen geforen ihm im Gesicht. „Mutter! — Mutter! Was habe ich den Menschen getan, daß ich so

elend bin? Ich will hier bleiben und morgen — ist's vorbei. Linda! Arme, liebe Linda! Heute abend kommt Fidus zu meinem Weibe. Das — das will ich noch mit erleben. Dann will ich's den zweien ins Gesicht sagen, und Du sollst dabei sein, und dann wirst Du — unglücklich sein. — Ist das ein Leben, ach ist das ein Leben!“
„Ich — will dabei sein!“ Albin Rotermann schritt aus dem Walde heraus, lief wie gejagt über die weite, mondhele Schneefläche, damit ihn niemand sehe, drückte sich tief in den Schatten seines Hauses, kletterte über den Zaun, kroch in die dunkelste Stallecke, legte das Ohr an die Tür. Die Fiege trat auf ihn, er rührte sich nicht, das Tier stieß ihn mit den Hörnern, er schob es lachend beiseite.
Jetzt, die Haustür ging. Rosalie mußte darauf gelauert haben. Sie trat aus der Stube. Haustür und Stubentür gingen gleichzeitig.
Fidus Angers Stimme. „Da bin ich, und nun wollen wir sehen, was zu machen ist.“
„Kommst Du von drüben?“
„A — ein.“
„Du gehst wohl gar nicht mehr so oft?“
„Warum?“
„Ich — meine nur so.“
„Ach, das ist so und so. Wie's paßt.“
Und Rosalie, heimlich und heiß: „Ich will Dir einen Rat geben, Fidus. Du mußt Linda fest machen. Wenn das erst einmal — anders mit ihr ist, dann mußt sie wie Du willst.“
Der Haussturz war finster. Die zwei konnten einander nicht sehen. Rosalie drängte sich — mer wollte, wenn sie falsch rednete, sagen, daß es Ablicht gewesen — an Fidus heran. Dem begann es schwül zu werden. Er langte aus, das Weib zurück zu schieben. Sie fing seine Hand und drückte sie sich gegen die Brust.
„Es ist hier so finster, aber — wir dürfen wohl kein Licht machen?“

„Nein. — Du — mußt mich führen. Ich kenn mich da-hier nicht aus. — Rosalie! Ist — Albin da? — Nicht? Rosalie! Teibel noch nein!“ Fidus nahm das Weib fest in den Arm. Sie mehrte sich nicht.
„Ach, Du,“ sagte sie leise, „ich alte Frau.“
Sie fliegen miteinander die Treppe hinan.
Albin erhob sich aus seiner Ecke, zog die Stiefel aus, stellte sie handlich, um sie hernach rasch wieder zu finden. Auf allen Vieren kroch er die Treppe hinauf. Da lag Heu aufgestapelt, und dort, am Fenster, da waren die zwei.
„Siehst Du sie,“ sagte Rosalie. „Dort gleich am Zaun müssen sie sein,“ aber sie wies gar nicht aus dem Fenster, sie lehnte schwer an dem Buchfen.
Albin verberg sich hinter einem Heubündel. Es raschelte, die zwei hörten nichts.
„Du,“ sagte Fidus, „Du! Ich — bin noch kein alter Mann, ich . . .“
„Ach, Fidus,“ in leichter, verheißender Abwehr.
Ein Schritt, der helle Mond schien dem Weibe in das Gesicht. Ihre Augen flimmerten wie die eines blutdürstigen Tieres, grausam, lauernd. Fidus erschrak.
„Ge,“ schrie er auf. „Um ein Haar! Himmel, Heiland! Das — war nahe dran! — Geh weg, Du — Satan!“
Festest Schrittes ging er über den Boden, stapfte die Treppe hinab, schlug die Haustür hinter sich zu.
Rosalie aber warf sich nieder in das Heu. Sie klagte wie ein wundes Tier, riß mit rasenden Händen Heu aus den Haufen und warf es über sich. „Hanne Marie, Hanne Marie! Georg! — Es ist ein — Schußgeist über ihm. Ich — kann ihn nicht treffen! Ich — bin so schledt!“ In das Heu gedrückt, wimmerte sie: „Wenn es nicht so gewesen wäre! Aber es war doch mein Kind! Die Steine, die harten Steine und — das Blut! Hanne Marie — ich tann doch nicht vergessen! Du siehst doch, daß es nicht geht. Ich — ich kann nicht von ihm los.“

(Fortsetzung folgt.)